

Im Männerberuf durchgesetzt



Foto: Paloma Schneider

Borgsdorf. Anett Stephan aus Borgsdorf ist Goldschmied. Dabei hatte ausgerechnet ihr Vater, selbst Goldschmied, zunächst eine andere Vorstellung von

ihrer Zukunft. Doch direkt nach dem Abitur lernte sie bei ihm in Berlin das Handwerk. Nur in der Großstadt hielt es sie nicht lange. Der Beruf bringt Herausforde-

rungen mit sich. Preise steigen und ein geschmiedetes Produkt aus Gold und Silber sei für viele oft nicht mehr tragbar, wie sie sagt.

Wie sich eine Goldschmiedin im Männerberuf durchsetzt

Anett Stephan lernte bei ihrem Vater in Berlin den Beruf des Goldschmieds und zog später aufs Land. Warum sie in Hohen Neuendorf auf ein aussterbendes Handwerk setzt. *Von Paloma Schneider*

Anett Stephan ist Goldschmied. Ein „Männerberuf“, wie sie sagt. Schon als Kind wollte sie wissen, wie Dinge entstehen, nicht, was sie kosten oder wie schön sie glänzen. Ihr Vater hielt den Beruf für zu anstrengend für eine Frau. Sie solle etwas Vernünftiges machen. Heute steht sie in ihrer Werkstatt im Hohen Neuendorfer Stadtteil Borgsdorf und bringt Kindern und Erwachsenen das Handwerk bei.

In ihrer Werkstatt stehen etliche Feilen, Zangen, Sägen und Bohrer. Hunderte Werkzeuge stehen in Gläsern, stecken in Halterungen oder liegen griffbereit auf der langen Holzplatte. In kleinen Schablonen ist alles sortiert und sorgfältig beschriftet. Daneben: Familienfotos, Kinderzeichnungen, Erinnerungen. Über der Arbeitsfläche hängen Lampen, darunter Schraubstock, Schleifgerät und Lötplatz. Alles hat seinen Platz.

Stephan sitzt an ihrer Werkbank. Der Weg dorthin ist die Treppe runter, im Untergeschoss ihres Hauses. Die Sonne scheint so in den Raum, dass sie zum Arbeiten kein künstliches Licht benötigt. „Ich liebe die Sonne, die Wärme“, betont sie. Sie greift nach einem Werkzeug. Stephan selbst trägt kaum Schmuck. Meistens Ohrringe, manchmal eine Kette. Ihren Ehering kann sie wegen der Fingerarbeit nicht tragen.



Foto: Paloma Schneider

Seit über einem Jahrzehnt bietet Anett Stephan bei sich Kurse an und hilft ihren Kundinnen, wenn es mal knifflig wird.

Anett Stephan von ihrem Vater

Wer ihren Arbeitsplatz betritt, versteht schnell: Hier wird Schmuck nicht einfach gefertigt, wie am Fließband. Hier wird er entwickelt und ausgereift. Das war es, was Anett Stephan schon als Kind interessierte. Als Schulkind besuchte sie mit ihren Eltern das Grüne Gewölbe in Dresden. Während andere Kinder vielleicht von dem Glitzern und Glänzen der kostbaren Steine fasziniert waren, interessierte sie nur: „Wie haben die das gemacht?“ Sie wollte wissen, wie aus einem Stück Metall ein Gegenstand wird.

Stephan ist Goldschmiedin – sie sagt, Goldschmied. Und sie ist stolz drauf. Dabei hatte ausgerechnet ihr Vater, selbst Goldschmied, zunächst eine andere Vorstellung von ihrer Zukunft. Der Beruf verlange Kraft, den richtigen Körperersatz und Ausdauer. Trotzdem machte Stephan genau das. Direkt nach dem Abitur, mit 18 Jahren, begann sie ihre Ausbildung. Dreieinhalb Jahre dauert die Lehre. Vieles lernte sie von ihrem Vater, einem „absoluten Praktiker“. Er brachte ihr bei, wie Metall bearbeitet wird, wie man eine Feile führt, wie man sägt und lötet und biegt. Ein Satz von ihm ist ihr im Gedächtnis geblieben: „Die Finger müssen zum Schraubstock werden.“

Anett Stephan
Goldschmiedin

„Die Finger müssen zum Schraubstock werden.“

Schnitten. Ihre Reichweite, ihre Körpergröße, ihre Bewegungsabläufe. Selbst ein Rückspiegel hängt oben an der Decke, damit sie sich nicht mal umdrehen müsste, um zu wissen, wer durch die Tür tritt. Zum Polieren und Feilen sitzt Stephan auf ihrem kleinen Hocker. Zum Pressen und Löteten steht sie lieber. Die Werkstatt hat sich an ihr Leben angepasst.

In ihrer Werkstatt hängen die eigenen Urkunden und die ihres Vaters. Das Handwerk ist nicht nur Beruf, sondern Teil ihrer Bio-

graphie. Ihr Vater hatte lange ein Goldschmiedgeschäft in Berlin – am Rosenthaler Platz. Seine alten Werkstattmöbel sind zwischen ihren eigenen zu finden. Als Anett Stephan in der DDR ihre Ausbildung begann, war die Einrichtung für die Werkstatt nicht zu bekommen. Ihr Vater ließ sie nach ihrer bestandenen Ausbildung anfertigen.

Ihr Gesellenstück besitzt sie heute noch. Es ist eine aufwendige Brosche: Draht, der miteinander verflochten und verlötet wurde, verschiedene Steinfassungen, ein selbst gefertigter Verschluss. Unter Prüfungsbedingungen mit Anfang 20 brauchte sie eine Arbeitswoche. Heute eher zwei. Bevor sie das eigentliche Stück anfertigte, baute sie ein Modell. „Manchmal verschätzt man sich mit der Zeit und ich wollte wissen, wie schnell ich bin.“

Heute sind es vor allem Kurse, mit denen Stephan ihr Geld verdient. Kinder kommen zu Geburtstagen oder Erwachsene in Workshops, die einfach Schmuck selbst herstellen oder alten Schmuck recyceln wollen. Während der Kinderkurse sollen die Eltern am besten Abstand halten. „Kinder müssen Dinge selbst ausprobieren dürfen“, betont sie. Anders lernen sie nicht.

Sie erinnert sich dabei an ihre eigene Kindheit. Schon ab der zweiten Klasse blieb sie allein zu

Hause, während ihre Eltern zum Wochenendgrundstück in den Wald fuhren. Sie machte sich selbst das Frühstück, ging allein zur Schule und fuhr allein mit der S-Bahn. Für Stephan ist es der Beweis, dass Kindern etwas zutraut werden kann. „Kleine Kinder denken nicht, die machen einfach“, sagt sie. Deshalb bekommen die Kinder bei ihr die Säge in die Hand – egal, wie alt sie sind. Goldschmiedin zu sein, das ist für Anett Stephan auch eine Frage von Physik, Chemie oder Mathematik. „Ich sage den Kindern immer: Alles, was ihr in der Schule lernt, braucht ihr später auch.“ Aus welchem Metall besteht eine Legierung? Was passiert beim Erhitzen? Warum wird Gold durch Kupfer rötlich und durch andere Metalle weiß oder grün? Sie kann lange über diese Dinge sprechen. Und man merkt: Das Handwerk ist für sie keine Art, die Welt zu verstehen.

Stephan hätte ihren Beruf auch anders ausleben können. Mit eigenem Laden? In der Hauptstadt, wie ihr Vater? Das wollte sie alles nicht. „Ich mochte die Stadt nie, deshalb bin ich schnell aufs Land gezogen“, sagt sie. Außerdem bedeute ein eigenes Geschäft feste Öffnungszeiten, mehr Ausgaben und vor allem: „Wenn du einen Laden hast, bist du mit ihm verheiratet und nur dort.“ Sie hat zwei Kinder und wollte nicht, dass der

Beruf ihr gesamtes Leben einnimmt.

Doch der Beruf bringt Herausforderungen mit sich. Preise steigen und ein geschmiedetes Produkt aus Gold und Silber sei für viele oft nicht mehr tragbar. Selbst als Hobby für Workshop-Mitmachende sei es einfach teuer geworden. Dann kamen in den 2000er Jahren die Kurse hinzu. Doch die laufen nicht so gut, wie gewünscht. Die Corona-Pandemie brachte ihre fragile Nische endgültig ins Ungleichgewicht. Von einem zum anderen Tag fielen die Kurse weg.

Schlimmer war für sie der Stillstand. „Ich bin ein Mensch, der sich wie ein Hamster im Hamsterrad bewegt. Und jetzt schieb mal in das Hamsterrad einen Stock rein“, sagt sie. Sie kennt es anders. Ihre Großmutter sagte damals: „Wenn du was essen willst, musst du arbeiten.“ Arbeit ist deshalb für sie keine Heldinnenstatue.

Nach dem Kurs liegen die Werkzeuge wieder dort, wo sie hingehören. Feilen, Zangen, Sägen haben wieder ihren Platz gefunden. Alles aufgeräumt und schon bereit für den nächsten Kurs am Nachmittag. Bevor es aber Mittag gibt, überprüft Anett Stephan, ob alle Stecker gezogen sind, ob das Lötgerät noch heiß ist. Dann schaltet sie das Licht aus und geht die Treppe hoch. Das Essen ist fertig.